

Die Kunstbibliothek der Zukunft. Eine Vision

Hubertus Kohle – (Institut für Kunstgeschichte, LMU München)

Eine kunsthistorische Bibliothek im Jahr 2022, irgendwo in Deutschland. Nach meinem Dienstende kann ich sie endlich wieder so intensiv nutzen, wie mir das schon seit Jahrzehnten nicht mehr möglich war: Am Eingang lege ich meinen Ausweis auf einen Scanner und melde mich als Nutzer an. Die Eingangstür öffnet sich und erlaubt mir den Zutritt zu einem Reich, das sich äußerlich in vielem von dem unterscheidet, was wir kennen. Lesesäle von unterschiedlichstem Format laden mich zum Verweilen ein. In einem kleinen, gemütlichen sitzen einige Leser auf bequemen Sesseln, haben ein Gerät in der Hand, das ziemlich deutlich an das *iPad* von der Firma mit dem angebissenen Apfel im Logo erinnert, und sind in die Lektüre vertieft. Ab und zu wischen sie über den Bildschirm, um die nächste Seite aufzurufen. Manche spielen wohl auch in ihre E-Mails. Einige lesen fremdsprachige Bücher und klicken einzelne Begriffe an, neben denen dann die deutsche Übersetzung erscheint. So der junge Student, der gerade ein französisches Buch über Vincent van Gogh liest. Er hätte sich auch das komplette Buch automatisch übersetzen lassen können. Die Qualität dieser Übersetzung ist zwar viel besser als noch vor zehn Jahren, aber so ganz ist ihr noch immer nicht zu trauen. Einige haben das Gerät von zu Hause mitgebracht, andere eines beim Informationsstand der Bibliothek nach erneutem Scannen ihres Ausweises ausgeliehen. Alle aber pflegen mit dem Gerät einen sehr nonchalanten Umgang, wechseln ihre Sitzposition und halten es in ganz unterschiedlichen Positionen, was einen nur scheinbar trivialen, gleichsam naturalisierten Umgang mit dem ehemals klobig-unflexiblen Computer reflektiert; z. B. auch eine etwas ältere Studentin, die sich gerade Fritz Langs „Metropolis“ in der rekonstruierten Fassung ansieht, was mich daran erinnert, dass schon seit über zehn Jahren die Filmwissenschaft integraler Bestandteil der Kunstgeschichte ist. Und da ist noch ein ganz eigentümlicher Geselle, der überhaupt nicht liest, denn er liegt fast lang hingestreckt auf seinem Sessel und hält die Augen geschlossen: Im Ohr einen Knopf, der ihn drahtlos mit seinem Rechner verbindet, lässt er sich Volker Reinhardts neue Caravaggio-Biografie vorlesen, wofür ein Programm zuständig ist, das digitalen Text automatisch in gesprochene

Sprache überträgt. Der Raum hat eine angenehm wohnliche Atmosphäre, wohl auch, weil er mit Grünpflanzen ausgestattet ist.

Ein anderer, sehr viel größerer Lesesaal ist vollgestopft mit Computern, die unsichtbar in die Schreibtische integriert sind und von denen man eigentlich nur noch die riesigen Bildschirme sieht. Auch hier sitzen Leser und tippen eifrig ihre Notizen und Exzerpte auf der in die Schreibtischplatte integrierten Tastatur. Abgespeichert werden sie auf einem individuell zugewiesenen Speicherplatz der bibliothekseigenen Netzwerfestplatte, bei der man sich erneut mit dem Benutzerausweis angemeldet hat. Andere streichen mit der Maus virtuell Textpassagen an, die sie dann ebenfalls lokal für sich abspeichern und später für die eigene Schreiarbeit nutzen können. Einer ist gerade dabei, einen Kommentar zu einem Artikel aus seinem Forschungsbereich zu verfassen, der in „Kunstgeschichte. Open Peer Reviewed Journal“ erschienen ist. Der Kommentar ist dann schon wenig später von jedem Internet-Anschluss aus abrufbar. Wenn ich das richtig sehe, geht es um Duchamp. Ein mir bekannter Manet-Spezialist erholt sich ein wenig bei einem Online-Spiel, in dem es um das Annotieren von Kunstwerken im Netz geht. Die Annotationen werden später für die Suche in den Bilddatenbanken genutzt. Eigentlich ist übrigens die Verwendung der Tastatur gar nicht mehr nötig. Eingabe per Mikrofon, die dann automatisch in Schrift umgesetzt wird, ist hier aber unerwünscht, weil das die Ruhe stören würde, die ein wesentlicher Grund dafür ist, dass die Leute überhaupt in die Bibliothek kommen. Hinter einer durch eine Glaswand abgetrennten Raumerweiterung sitzt dann noch ein Bibliothekar im Beratungsgespräch mit einem Forscher, der sich erklären lässt, in welcher Datenbank er sinnvollerweise nachschauen muss, um Informationen zur Ikonografie mittelalterlicher Weltgerichtsdarstellungen zu erhalten.

Ich wandere weiter und komme an einem Raum vorbei, in dem ein imponierend großer Drucker gerade angefangen hat, ein Buch über Michelangelo auszudrucken. Der offenbar ungerne am Computerbildschirm lesende Auftraggeber muss nicht lange warten, der 400-Seiten-Wälzer ist in acht Minuten ausgedruckt, in der

Version mit farbigen Reproduktionen dauert es zwei Minuten länger. Freigegeben wird das Produkt erst, nachdem der Wartende wieder seinen Benutzerausweis auf den integrierten Scanner gelegt hat und sein Konto dann mit einem Betrag von knapp 10 Euro belastet wurde, der auch Tantiemen für den Autor und den Verlag enthält. Mit dem fertig gebundenen Buch zieht sich der schon etwas ältere Leser in einen weiteren Lesesaal zurück, der zu den mittelgroßen in der Bibliothek gehört. Er trifft dort auf ein paar Kollegen, die Stellen in den vor ihnen liegenden Ausdrucken markieren, was sie tun dürfen, da sie das Opus schließlich bezahlt haben. Abgesehen davon sieht hier alles ein wenig aus wie früher, bis zum Beginn des dritten Jahrtausends, als Bibliotheken das taten, was sie im Namen führten, also Bücher aufbewahren und dem Leser zur Verfügung stellen. Ganz wichtig offenbar: Die Digitalisierung lässt das ältere Medium Buch nicht etwa einfach hinter sich, sondern schließt es als eine von mehreren Optionen ein.

Im vierten, wieder etwas größeren Raum findet erneut Ungewöhnliches statt. Menschen sitzen hier zusammen, die miteinander reden. Einer liest seinem Nachbarn gerade eine Stelle vor, die er aus seinem Handy bezieht. Ein anderer diskutiert mit einer amerikanischen Kollegin per Videokonferenz die Ausgestaltung einer internationalen Tagung zur frühmittelalterlichen Elfenbeinplastik, die sie gemeinsam für die nächste Zusammenkunft der *College Art Association* in Seattle planen. Und ein dritter projiziert mit einem winzig kleinen, per Funk an das Bibliotheksnetz angeschlossenen Beamer die erstaunlich hochaufgelöste Reproduktion eines Bildes von Maarten van Heemskerck an die Wand und unterhält sich mit einer ganzen Gruppe von Kollegen darüber, wie das Werk zu datieren sei. Einer der Teilnehmer plädiert für die zweite Hälfte der 1540er-Jahre, was er damit zu belegen sucht, dass er aus der inzwischen ca. 18 Mio. Digitalisate enthaltenden *prometheus*-Bilddatenbank alle anderen Werke des Niederländers aus diesen Jahren zum Vergleich daneben projiziert. Die Stimmung ist gut und gleichzeitig konzentriert. Ab und zu stößt noch jemand anderes zu der Gruppe hinzu. Auch ein Kaffeeautomat findet sich hier. Dieser Raum imponiert mir besonders. Er definiert die Bibliothek als Raum des wissenschaftlichen und menschlichen Austausches. Darauf komme ich am Schluss noch einmal zurück.

Weitere Arbeitsräume gibt es nicht, das Etablissement gehört zu den mittelgroßen seiner Art. Und vor allem dominiert eines nicht mehr den Eindruck: Bücher. Zwar werden die vor 2015 erschienenen gedruckten Bücher natürlich weiterhin vorgehalten und auch genutzt. Sie alle zu

digitalisieren, dürfte mehrere Jahrzehnte in Anspruch nehmen. Aber wenn man sich klar macht, dass nach diesem Termin das meiste digitalisiert angekauft wurde, und hinzudenkt, dass die neuere wissenschaftliche Produktion insgesamt intensiver rezipiert wird als die ältere, dann hat sich das Nutzungs-Verhalten doch erheblich verschoben. Außerdem ist es dem Getty-Research-Portal mit den in ihm organisierten Bibliotheken inzwischen gelungen, praktisch die gesamte kunsthistorische Publizistik, die vor 1920 erschienen ist, online vorzuhalten, was es erlaubt, diese Werke in ihrer gedruckten Form an den diversen Standorten zu magazinieren. Nichtsdestoweniger bleiben noch genügend Leser, die sich der traditionell gedruckten Publizistik bedienen. Sie verteilen sich über die diversen Lesesäle, durch die ich eben gewandert bin.

Was ich hier beschreibe, mag Ihnen wie eine Vision vorkommen. Aber visionär wäre es Ihnen auch erschienen, hätte ich Ihnen im Jahr 1990 erzählt, dass es einmal ein Gerät geben würde, das in seiner preisgünstigsten Version 15.000 Bücher speichern kann, 700 Gramm schwer ist, gut aussieht, angenehm in der Hand liegt und auch noch die Möglichkeit bietet, bequem im Internet zu surfen und dort wahlweise weitere 15 Mio. Bücher herunterzuladen. Das vor gut zwei Jahren in Europa ausgelieferte *iPad* kann genau das, er ist alleine in Europa schon Millionen Male verkauft worden und dürfte sich in den nächsten Jahren so weiterentwickeln, dass er die Mimikry des Buches noch auf die Spitze treibt: Auch wenn das Gerät jetzt etwas von der urtümlichen Schiefertafel hat, ist absehbar, dass es über kurz oder lang so dünn und so flexibel daherkommt, dass es kaum noch etwas von einer papierenen Buchseite unterscheidet.

Abgesehen davon weisen aber auch die Diskussionen in bibliothekarischen Fachzirkeln darauf hin, dass meine Darstellung vielleicht gar nicht so unrealistisch ist, eventuell sogar eher zu konservativ. So etwa im Hinblick auf die von mir erwähnten riesigen Bildschirme in einem der Lesesäle, denn es könnte durchaus sein, dass in 10 Jahren das Bild der Buchseite direkt in das Brillenglas projiziert wird. Vor einiger Zeit habe ich mit der Geschäftsführerin des Oldenbourg-Verlages gesprochen, die davon ausgeht, dass in wenigen Jahren immerhin schon die Hälfte aller wissenschaftlichen Publikationen auch oder ausschließlich in einer digitalen Version erscheint. Zurzeit befinden wir uns in der Inkubationsphase für die beschriebene Vision, die den Älteren unter uns deswegen eventuell als Horrorvision erscheint, weil sie nur das Alte kennen und für natürlich halten. Apropos: Eine bekannte Studie zum Internet-Gebrauch besagt, dass in spätestens

zehn Jahren 95 % der gesamten Bevölkerung der westlichen Welt das Internet nutzen wird,¹ zur Zeit sind es schon mehr als zwei Drittel. Aufschlussreich ist auch eine andere, nicht mehr ganz taufrische Untersuchung. Fragt man Jugendliche nach dem Medium, ohne das sie nicht mehr auskommen können, nennen 29 Prozent das Internet. Das Fernsehen dagegen nur 16 Prozent, eine Tageszeitung nur drei Prozent.² Schlimm genug, werden Sie jetzt vielleicht sagen, aber ich wäre dafür, die Dinge realistisch zu sehen und die Trauer über den Gang der Ereignisse nicht zum Vorwand zu nehmen, sich aus der sinnvollen Gestaltung der Zukunft ganz herauszuhalten. Die wie auch immer weiterentwickelte Tageszeitung wird dann wieder mehr Leser finden, wenn sie sich ebenfalls in virtualisierter Form neu erfindet.

Die von mir sogenannte Inkubationsphase geht einher mit kolossalen Positionierungskämpfen in der Verlags- und Computerindustrie, flankiert von einer teils selber aktiven, teils staunend beobachtenden Wissenschaftswelt. Begleitet wird sie von einem ungeheuren Rauschen im feuilletonistischen Blätterwald, der als papierener seine Götterdämmerung heraufziehen sieht und daher häufig allergisch und apokalyptisch reagiert. Verlagswesen und Wissenschaft antworten unterschiedlich, jeweils mit noch wenig kohärenten Strategien, jeder um seine geschäftlichen und inhaltlichen Vorteile ringend.

Die Verlage tönen nach außen häufig, als wollten sie sich fundamentaloppositionell gegen den Virtualisierungstrend stellen. Nachdem Frank Schirrmacher vor einigen Jahren sein „Payback“ veröffentlicht hat, tut sich hier vor allem die *Frankfurter Allgemeine Zeitung* hervor. Dabei sind die Verlage längst dabei, die neuen Bedingungen ernst zu nehmen und sich auf sie einzustellen. Aus naheliegenden Gründen realisieren sie fast durchweg Zahlmodelle, stellen also die gedruckten Bücher parallel dazu in einer kostenpflichtigen digitalen Version zur Verfügung. Bei den wissenschaftlichen Bibliotheken wächst der E-Book-Bereich stark, ohne dass dies in den Geisteswissenschaften sonderlich registriert würde. Die Bibliotheken ordern häufig ganze Bündel von Büchern zu einem bestimmten Bereich, der dann – über ein kompliziertes und häufig einigermassen hermetisches Digital Rights Management abgewickelt – den angemeldeten Nutzern zur Ausleihe angeboten wird. Bei verschiedenen Verlagen wird die gesamte Backlist als Volltext im Internet geliefert, manchmal kostenfrei über eine sogenannte „moving wall“, die den Verkauf der aktuellen Bücher nicht behindert und nur die jeweils mehr als 3 bis 5 Jahre zurückliegende Produktion beinhaltet. Einige Verlage ermöglichen auch den *Download* von einzelnen Arti-

keln aus Sammelbänden oder Zeitschriften, dies dann häufig zu prohibitiven Preisen. Hinzu kommen die Millionen von Büchern, die nicht mehr lieferbar und/oder gemeinfrei sind und die über kurz oder lang flächendeckend im Internet digitalisiert vorliegen werden.

Die Alternative dazu ist *Open Access*. Sie wird von den Verlagen weniger gerne gesehen, obwohl das eigentlich auch nicht so sein müsste. Wissenschaftler bereiten bei diesem Verfahren ihre Texte selber auf, wobei daran zu erinnern ist, dass ja auch schon heute praktisch alle Texte digital erzeugt, dann aber in Buchform ausgedruckt werden – um danach schließlich immer häufiger erneut gescannt zu werden. Die Publikation kann z. B. auf universitätseigenen Servern erfolgen, *Open Access* heißt dabei, dass für den Zugriff auf diese Texte keine Gebühren für den Leser erhoben werden. Hier bestehen im Wesentlichen zwei Alternativen. Die konservativere beinhaltet die Möglichkeit, alte, traditionell veröffentlichte Texte zu retrodigitalisieren und dann auf einem Server kostenfrei anzubieten. Die Heidelberger Universitätsbibliothek bietet diesen Service seit Jahren für Kunsthistoriker an, soweit man hört, wird das Angebot zuletzt immer stärker genutzt. Und sie ist zumindest bei Aufsatzpublikationen unproblematisch, da die Autoren ein Jahr nach Veröffentlichung frei darüber verfügen können. Radikaler ist die Möglichkeit, den Originalbeitrag direkt *Open Access* zu veröffentlichen, so wie wir es seit 10 Jahren in München bei den *sehspunkten* oder zuletzt bei *Kunstgeschichte. Open Peer Reviewed Journal* praktizieren. Auch für Verlage ist diese Alternative nicht von vorneherein ohne Attraktivität, denn auch bei diesem Verfahren müssen ja Dienstleistungen erbracht werden, die bezahlt werden wollen. Wenn nicht vom Leser, der ja kostenfrei zugreifen kann, dann vom Autor – eigentlich nichts Besonderes, heute ist das auch nicht anders, wenn man beispielsweise an Druckkostenzuschüsse denkt. Insbesondere das Lektorat bleibt weiterhin ein wesentlicher Bestandteil des qualitätsvollen Veröffentlichungsprozesses, darin unterscheidet sich die Online-Publikation in nichts vom Gängigen. Und wenn hier Modelle entstehen, die den Verlag auf den Pfad der Tugend zurückführen und ihn auf seine klassische Lektoratsaufgabe verpflichten, die zuletzt weithin vernachlässigt wird, dann ist das nur zu begrüßen. Hinzu kommt die professionelle Aufbereitung der Texte in Internet-geeigneter Form, die z. B. die Wiederauffindbarkeit der Publikationen garantiert, eine ganz und gar nicht triviale Tätigkeit. Übrigens noch ein Argument für *Open Access*: Vor Kurzem haben 26 ukrainische Universitätsrektoren dafür plädiert. Jetzt könnten Sie sagen: Was interessiert uns die Ukraine? Aber gerade in

den „Randbereichen“ könnte *Open Access* eine sinnvolle Form der Entwicklungshilfe sein, da man sich dort die teuren wissenschaftlichen Bücher gar nicht leisten kann.

In der Kunstgeschichte haben wir es, egal ob bei kostenpflichtigen Modellen oder beim *Open Access*, mit einer Problematik zu tun, die nicht einfach zu lösen ist. Das Urheberrecht schützt die Kunstwerke, deren Abbildung im elektronischen Medium nicht so mir nichts dir nichts erlaubt ist. Aber das gilt nur partiell: Reproduktionen nach Werken von Künstlern, die länger als 70 Jahre tot sind, gelten grundsätzlich als gemeinfrei, sind also problemlos. Allenfalls gibt es ein Leistungsschutzrecht für die Fotografen, was dort kritisch ist, wo es um Reproduktionen von dreidimensionalen Kunstwerken geht, also im wesentlichen Architektur und Plastik. Neben diesen beiden Gattungen ist also ein guter Teil der Kunst des 20. Jahrhunderts nicht frei verfügbar. Aber ich bin da optimistisch. Einmal abgesehen davon, dass das Urheberrecht nicht in Stein gemeißelt ist und so, wie es im 18. Jahrhundert entstanden ist, in der Zukunft auch einmal substanziellen Veränderungen unterworfen sein kann, werden pragmatischere Lösungen greifen. Vorbildlich scheint mir etwa das zu sein, was *Prometheus* realisiert hat, wo man mit der VG Bild-Kunst einen Pauschalvertrag abgeschlossen hat, der die Nutzung von Reproduktionen moderner Kunstwerke je nach Anzahl entsprechender Arbeiten in der Datenbank monetär vergilt.

Bei meinem anfänglich beschriebenen Gang durch die Bibliothek habe ich ganz vergessen, auf die Arbeitsräume der Bibliotheks-Mitarbeiter zu verweisen. Allen Unkenrufen zum Trotz wird es sie weiterhin geben. Aber das, was sich hinter den Türen abspielt, wird mit der bibliothekarischen Arbeit, wie wir als Laien sie uns vorstellen, nicht mehr viel zu tun haben, obwohl die Umwälzungen in diesem Bereich schon jetzt weitreichend sind. Die klassischen Tätigkeiten fallen zwar nicht weg, aber dadurch, dass sie vernetzt und kooperativ betrieben werden, reduzieren sie sich für den einzelnen Sachbearbeiter radikal. Titel wird man nur noch in den seltensten Fällen aufnehmen müssen, weil dies in einer anderen Bibliothek, die in dem Netz beteiligt ist, meist schon jemand übernommen hat. Signaturen müssen vielleicht noch vergeben werden, aber das sind dann eher die Speicher-Adressen auf dem Bibliotheksserver. Es bleibt noch die Sacherschließung, aber lohnt sich das in großem Umfang, wenn es in viel vollkommenerer Weise über eine Indexierung der Volltextdatenbestände automatisch zu bewerkstelligen ist? Was bleibt also? Sicherlich, der Ankauf muss weiterhin gemanagt werden, Bibliothekare mit informationswissenschaftlichem

Schwerpunkt müssen sich um die EDV kümmern. Aber sonst?

Ich hole für eine Beantwortung dieser Frage ein wenig weiter aus. Die Erfahrungen, die man heute als Universitätsdozent mit Studierenden macht, sind gerade mit Blick auf deren Leseverhalten nicht immer erhebend: Internet-Publikationen werden – häufig kritiklos – als Quellen zitiert, das Schreibprogramm wächst mit dem Internet-Browser zusammen und wird mehr oder weniger gleichzeitig gebraucht. Dabei muss man sich vor allem klarmachen, dass in diesem nicht mehr ganz so neuen Medium Bücher, Aufsätze und alle möglichen anderen Publikationsformen, etwa ein Blog-Beitrag, dicht nebeneinanderliegen und ihre Unterschiede eingeebnet werden. „Das habe ich im Internet gefunden“ heißt es häufig mit entwaffnender Schlichtheit, wenn man einen Referenten fragt, woher er die soeben zum Besten gegebene Weisheit hat. Der Computer-Bildschirm ist zur zentralen Vermittlungs-Instanz zur Wirklichkeit geworden, ja er scheint diese überhaupt erst zu gestalten. Die bescheiden dimensionierte lokale Diathek der Kunstgeschichte ist durch digitale Bildersammlungen in zig-millionenfacher Größe ersetzt, riesige Volltext-Datenbanken ermöglichen einen bequemen Zugriff. Wer ohne aufzustehen die gesamte gedruckte Produktion Englands bis 1800 online zur Verfügung hat, wird kaum eines dieser Bücher in der Bibliothek bestellen, um es auf Papier zu konsultieren. Aber in die Bibliothek wird er teilweise trotzdem noch gehen, weil der Zugriff darauf aus rechtlichen Gründen nur von dort aus möglich ist.

Die Reaktionen meiner Kollegen auf den beschriebenen Sachverhalt sind übrigens für meine Begriffe in der Regel falsch und so weitgehend habitualisiert, dass man schon fast von einem Pawlowschen Reflex sprechen kann. Sie warnen vor dem neuen Medium und plädieren für das alte. Die in der Öffentlichkeit geläufige Assoziation des Internets mit Pornografie, Gewalt und Rechtsradikalismus scheint sie darin zu bestätigen. Mir ist völlig klar, dass solcherart Warnungen vielfach mehr als gerechtfertigt sind: Besserschöne mir es nichtsdestoweniger und gerade deswegen, den nun wirklich nicht trivialen Gebrauch des Internets zu lehren und damit zu verhindern, dass mit ihm unkritisch umgegangen wird. Genau hierin könnte eine wesentliche zukünftige Aufgabe der Bibliothekare liegen: Der Leserschaft einen virtuosen und gleichzeitig kritischen Umgang mit den im Internet gefundenen Quellen beizubringen, und das mit der im jeweiligen Fach notwendigen Spezialkompetenz. Denn, so eine nicht von mir stammende These: Das, was sich nicht im Internet finden lässt, wird tendenziell nicht mehr existieren. Aus eben diesem Grund

hat schon 2005 Jean-Noël Jeanneney, der ehemalige Direktor der Pariser Bibliothèque nationale, gefordert, dass man auf das großflächige google-books-Projekt mit einer eigenen europäischen Initiative antworten müsse. Andernfalls würde das Internet, und damit in den Augen Jeanneney das gesamte relevante Weltwissen, immer mehr eine angloamerikanische Schlagseite bekommen.

Erst einmal nur so viel zum Bibliothekar. Und der Leser? Zu glauben, das Wort hätte im Digitalen den gleichen Status wie im Gedruckten, scheint mir naiv. Auch hier gilt McLuhans tief-sinnige These „the medium is the message“. Der digitale Text verliert seinen hieratischen Charakter, der ihm in der gedruckten Fassung aufgrund seiner materialen Verfasstheit eigen ist. Er wird fluide, vielfältig weiterverwendbar und rekontextualisierbar. Das ist ein Paradigmenwechsel, dessen Durchschlagskraft gar nicht hoch genug einzuschätzen ist. Ich würde ihn trotzdem erst einmal nicht als Bedrohung empfinden, sondern appellieren, sich darauf einzustellen. Denn das Internet „entstellt eigentlich nur zur Kenntlichkeit“, was für die moderne Wissenschaftsproduktion allgemein gilt. Sie ist keine Einzelleistung, sondern eine permanente Weiterentwicklung von schon Gedachtem. Das mag in den Geisteswissenschaften weniger prägnant erscheinen als in den Naturwissenschaften, grundsätzlich aber gilt es auch für sie. Die Fluidität des Textes öffnet ihn auch der Diskussion und Bewertung. Hiermit ergibt sich u. a. auch die Möglichkeit, den Evaluationsprozess auf eine breitere Basis zu stellen, ganze Fachkulturen einzubinden und das bislang in den Geisteswissenschaften allerdings nur sporadisch praktizierte Einzelbewertungssystem in gängigen Peer-Review-Verfahren zu ersetzen oder zu ergänzen. Es liegt auf der Hand, dass dies nicht dem auf seine Qualifikation hin unüberprüften allgemeinen Publikum überlassen werden kann, technisch lassen sich in jedem Fall andere Möglichkeiten realisieren. Das sogenannte „social tagging“, also das gemeinschaftliche Indexieren unter Online-Bedingungen, sollte auf jeden Fall einmal auf seine Brauchbarkeit hin getestet werden. Dieses gemeinschaftliche Indexieren dürfte auch noch aus einem anderen Grund unverzichtbar werden. Ich habe vor kurzem mit einem Historiker gesprochen, der dabei ist, eine vergleichende Studie zur französischen und englischen Monarchie im Ancien Régime zu schreiben. Die Recherchen zur französischen Seite erschienen ihm einfacher als die zur englischen, und zwar nicht wegen der Fülle der zur Verfügung stehenden Informationen, sondern wegen deren Mangel. Paradoxerweise nämlich konfrontiert die eben schon erwähnte Tatsache, dass die gesamte englische Literatur der Frühen

Neuzeit online vorliegt, selbst den Experten mit Selektionsproblemen, während er in Frankreich die traditionellen Filter anlegt, die uns schon immer einen (scheinbar) sicheren Weg durch den Dschungel der Primär- und Sekundärliteratur gewiesen haben. Auf lange Sicht verspricht hier das gemeinschaftliche Indexieren Abhilfe, da damit Relevanz und inhaltliche Gewichtung zu bestimmen sind und erstaunliche Einsichten in die Qualitäten des annotierten Textes ermöglicht werden. Dabei ist der Aspekt der Gemeinschaftlichkeit schon deswegen wichtig, weil die Massen sonst nicht zu bewältigen sind. Aber die Perspektive als solche hat etwas Faszinierendes: Dem wissenschaftlichen Einzelkämpfertum gesellt sich eine kooperative Dimension hinzu, die die individuelle Forschungsleistung trotzdem nicht behindert. Soziale Bookmarking-Systeme wie *delicious* oder die berühmt-berüchtigte Wikipedia weisen hier den Weg. Einer sozialistischen Utopie sind sie nur auf den ersten Blick verpflichtet. Denn meinen eigenen Beitrag leiste ich nicht etwa (oder doch zumindest nicht nur) aus Menschenfreundlichkeit, sondern weil ich ihn in der realistischen Hoffnung auf das Engagement der anderen doppelt und dreifach zurückbekomme. Übrigens ist das social tagging als solches gar nicht einmal so neu: Früher lief es im Vorfeld ab und führte zu einer vorweggenommenen Selektion, die dem erwähnten Historiker im Fall Frankreich die Lektüre erleichterte. Unter Online-Bedingungen kann sie post festum ablaufen, auf der Basis der gesamten historischen Publizistik. Aber wer will ernsthaft dafür plädieren, zukünftige Forschung auf der Basis einer nur impliziten Vorauswahl zu betreiben? Neubewertungen dürften doch wohl nur dann möglich sein, wenn man alles einbezieht, was geschrieben wurde, gerade auch das in der Zwischenzeit in der Versenkung Verschwundene. Und um noch einmal auf die Arbeit der Bibliothekare zurückzukommen: Es ist eine herkulische Aufgabe, die angesprochene kooperative Dimension in eine internetgestützte Wissenschaft einzuführen, sie erledigt sich nicht etwa durch die Technik selber. Diesen Prozess technisch zu meistern, ihn zu moderieren und zu organisieren: Das könnte eine der vornehmsten Aufgaben werden, die dem zukünftigen Bibliothekar gestellt werden.

Ich komme zum Schluss und nehme Ihre Frage vorweg, ob wir unter den geschilderten Bedingungen die Bibliothek denn überhaupt noch brauchen, wenn wir alles auf unserem Kleincomputer abrufen können. Die Frage ist berechtigt, auch wenn man sich natürlich klarmachen muss, dass aufgrund der schon erwähnten rechtlichen Beschränkungen auch zukünftig vieles nur an einem bestimmten Ort, nämlich der Bibliothek,

zu lesen sein wird. Viel wichtiger scheint mir aber etwas anderes: Die Hoffnung nämlich, dass wir die Bibliothek zu einem sozialen Raum des wissenschaftlichen Austausches weiterentwickeln. Wenn Sie heute in den großen Lesesaal der Münchener Staatsbibliothek gehen, stellen Sie erstaunt fest, dass die allermeisten Leute in Büchern lesen, die sie selber mitgebracht haben, dass sie also eigentlich gar nicht hier arbeiten müssten. Die Bibliothek ist eben nicht nur ein Ort für die Lektüre, sondern einer für den wissenschaftlichen und menschlichen Austausch. Sie wird es in der Zukunft noch viel entschiedener sein. Aber sie wird in der Zukunft auch ein Ort sein, dessen Barrieren nach außen nicht mehr so hoch sind wie bislang. Sie wird auch den Leser bedienen müssen und dürfen, der sich außerhalb ihrer Mauern befindet. Sie wird sich in Internet-Angeboten wie dem „second life“ präsentieren und ihre Nutzer über ein facebook-Konto an sich binden. Sie wird ihre Schätze auch nach außen anbieten, wenn diese keinen rechtlichen

Beschränkungen unterliegen. Sie wird dem Leser die Möglichkeit bieten, das online Vorliegende in neuer Form zu organisieren und – z. B. in virtuellen Ausstellungen – zu präsentieren. Sie wird zu einem Knotenpunkt der Bildung avancieren und ihre Bedeutung gegenüber heute eher steigern.

Ich bin überzeugt davon, dass diejenigen Bibliotheken reüssieren werden, die die hier zwangsläufig ganz grobkörnig skizzierte Vision nicht wider Willen, sondern mit Begeisterung und Gestaltungswillen angehen. Das betrifft auch die Aussichten ihrer finanziellen Förderung. Die Wissenschaftler sollten das nicht behindern, sondern ermutigend einwirken und ihre Unterstützung bei diesem zweifellos ungeheuer aufwendigen Prozess anbieten.

1. <http://www.digitale-chancen.de/content/stories/index.cfm/aus.2/key.2763/secid.16/secid2.49> [letzter Zugriff: 31.07.2012].
2. <http://www.spiegel.de/netzwelt/netzpolitik/0,1518,650858,00.html> [letzter Zugriff: 31.07.2012].